

Aníbal Quijano

Die Paradoxien der eurozentrierten kolonialen Moderne

Zum Gedenken an Andre Gunder Frank

Lateinamerika war zwischen dem Beginn der sechziger Jahre und der Jahrhundertwende der zentrale Bezugspunkt der theoretischen und politischen Anliegen von Andre Gunder Frank. Von hier aus begann er, jene globalhistorische Perspektive zu entwickeln, die schließlich zu dem Buch *ReORIENT* (1998) führte. Das bedeutende Werk Franks ist schon ausgiebig diskutiert worden, insbesondere seine Arbeiten zu Entwicklung, Unterentwicklung und Abhängigkeit Lateinamerikas. Dies gilt allerdings nicht für den Ort Lateinamerikas in den zeitgenössischen Machtstrukturen und in der Wissensproduktion über jene Fragen, der erst in letzter Zeit wieder neu erforscht wird. Diese Forschung führt heute zur Kritik des Eurozentrismus, der hegemonialen Perspektive, die jene Debatten leitete. Das Werk von Frank war ein deutlich vernehmbarer Beitrag zu einer solchen Kritik. Genau deshalb ist es angebracht, auf jenes Lateinamerika zurückzukommen, um so den Rang seines Beitrags noch sichtbarer zu machen.

Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts stehen in Lateinamerika neue Debatten und gesellschaftliche Bewegungen auf der Tagesordnung. In ihrem Ausmaß, ihrer Bedeutung und ihrem internationaler Widerhall kommen sie bereits den Debatten und Prozessen vor dem Ausbruch der Krise 1973/74 gleich. Diese neuen (Denk-)Bewegungen sind zwar keine lineare Fortsetzung der vorherigen. Sie haben aber zweifelsohne tiefe Wurzeln im früheren Verlauf der lateinamerikanischen Debatte, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts begann. Diese Diskussion hat sich über die Jahre in dem Maße ausgeweitet und differenziert, wie sich das eurozentrisch-koloniale Herrschaftsmuster verändert und globalisiert hat. Ein besonderer Kristallisationspunkt dieser Entwicklung war die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Studien Andre Gunder Franks trugen zur bemerkenswerten Lebendigkeit der Debatte in jener Periode bei. Um die Bedeutung Lateinamerikas für dieses weltweit etablierte, eurozentrisch-

koloniale Herrschaftsmuster herauszuarbeiten, können wir von einer Frage ausgehen, die Frank selbst gestellt hat. Erst in seinem Spätwerk arbeitete er (2003) heraus, dass in einigen Ländern (Rumänien, Bulgarien, Türkei, Griechenland, Jugoslawien) nach dem Ersten Weltkrieg ähnliche Debatten geführt und Politiken umgesetzt wurden, wie dies nach dem Zweiten Weltkrieg in Lateinamerika der Fall war. Während die genannten europäischen Ansätze aber noch vor dem Ende der dreißiger Jahre ausgelöscht wurden und daher weitgehend unbekannt blieben, erlangten die Debatten Lateinamerikas weltweit Bekanntheit und Einfluss, zumal mit Blick auf Fragen von Entwicklung und Abhängigkeit. Frank zufolge verhinderte die Macht der Faschisten am Ende der dreißiger Jahre, dass jene Politik in Osteuropa und auf dem Balkan zum Durchbruch gelangen konnte. Dieselbe Rolle spielten nach dem Zweiten Weltkrieg im Fall Lateinamerikas die Vereinigten Staaten. Frank fragte sich, wie man die dennoch erreichte Öffentlichkeitswirksamkeit der lateinamerikanischen Debatten und Ansätze erklären könne – und verwies als Antwort nur auf zwei Begriffe: Kuba und Vietnam.

Bei Lichte betrachtet, wirft seine Antwort allerdings nur neue Fragen auf. Es fragt sich nämlich, warum ganz ähnliche politisch-soziale Entwicklungen in so verschiedenen historischen und räumlichen Kontexten auftraten. Die Analyse des lateinamerikanischen Falls kann zumindest helfen, diese Frage genauer zu stellen.

Die koloniale Moderne und die eurozentrische Kurzsichtigkeit

Seit dem Wechsel zum 19. Jahrhundert ist die weltweite politische Debatte Gefangene zweier großer eurozentrischer Perspektiven gewesen: des Liberalismus und des Sozialismus (mit ihren jeweiligen Varianten). Und obwohl viele Konflikte und Prozesse den Kontext der Debatte tief greifend verändert haben und schon seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts neue Perspektiven und Bezugspunkte der Debatte auftauchen, sind jene eurozentrischen Perspektiven im Grunde genommen bis heute hegemonial geblieben.

Der Liberalismus setzt auf die individuelle Staatsbürgerschaft als politische Grundinstitution der modernen Gesellschaft und auf den modernen Nationalstaat als das institutionelle Universum politischer Repräsentation und Verwaltung. Die Staatsbürgerschaft gründet ihrerseits auf der sozialen Gleichheit und der Autonomie aller Individuen. Eine liberale Gesellschaft ist dabei wie selbstverständlich rund um den industriellen Kapitalismus konzipiert. Der Sozialismus hingegen impliziert die politische Hegemonie des Industrieproletariats in jener kapitalistischen Gesellschaft, seine Eroberung des Staates als Ausdruck dieser Hegemonie sowie die Beseitigung von klassenbasierten Ausbeutungs- und Herrschaftsformen.

Jenseits ihrer Entstehungskontexte, außerhalb der Metropolen eurozentrischer

Globalmacht in Westeuropa und den Vereinigten Staaten, gerieten beide Perspektiven bald ins Schlingern – eine Konstellation, die bis heute anhält.

Einerseits fand der Liberalismus in diesen Ländern eine Situation vor, in der die Staatsbürgerschaft für die große Mehrheit der Bevölkerung ein leeres Modell, ja eine gespenstische Abstraktion war. In diesen Ländern waren soziale Gleichheit und die Autonomie freier Individuen weder vorhanden noch möglich. Andererseits waren (industrie)kapitalistische Sozialbeziehungen in keiner Weise hegemonial, weshalb auch das Proletariat keine gesellschaftlich dominante Position einnehmen konnte. Auf der einen Seite keine Staatsbürgerschaft, kein moderner Nationalstaat, keine liberale Demokratie, auf der anderen kein industrieller Kapitalismus, kein hegemoniales Industrieproletariat und demnach keine Diktatur des Proletariats auf dem Weg zu einer klassenlosen Gesellschaft: Unter diesen Bedingungen war alles, was man in Befolgung jener eurozentrischen Perspektiven politisch anstellen konnte, nicht mehr als ein vergeblicher Nachahmungsversuch – oder aber (und dies nicht selten) der Weg in eine Sackgasse der Gewalt. Schlimmstenfalls ergaben sich historische Konstellationen, die unter den Namen ‚Liberalismus‘ oder ‚Sozialismus‘ ihren wahren – alles andere als liberalen/sozialistischen – Charakter verbargen.

Die liberale Demokratie konnte damals schon an einigen Orten der Kontrolle moderner, eurozentrierter Kolonialmacht gelebt und beobachtet werden. Außerhalb dieser Metropolen wurden ihre institutionellen Formen vergeblich nachgeahmt. Und die gescheiterten Versuche liberaldemokratischer Anverwandlung trugen eher noch dazu bei, die Vertiefung und Radikalisierung des Liberalismus im eigentlichen ‚Zentrum‘ zu blockieren – man denke etwa an Italien, die iberische Halbinsel oder Osteuropa und den Balkan, bis hin zu Deutschland nach Weimar.

Was den Sozialismus angeht, zeigte sich ein analoger Verlauf historischer Erfahrungen, die dem formalen Diskurs entgegenstanden – bis hin zu einer Delegitimierung, ja Denaturalisierung des eigentlichen Versprechens einer der liberalen überlegenen sozialistischen Demokratie, insofern diese ein vollständigerer, weiterreichender und effektiverer Ausdruck der Gleichheit und Solidarität, Freiheit und Autonomie der Individuen zu sein behauptete. Was unter dem Namen „real existierender Sozialismus“ schließlich, besonders seit Mitte der zwanziger Jahre, real aufgezwungen wurde, war der bürokratische Despotismus, eine Form der Herrschaftsausübung ohne wirkliche Beziehung zu den sozialen Kämpfen für eine Welt ohne Herrschaft, Ausbeutung und Gewalt.

In Wahrheit ging es in all diesen Zusammenhängen vor allen Dingen darum, mit dem modernen Nationalstaat die einzige öffentliche Autorität herzustellen, zu stabilisieren und zu kontrollieren, die aus eurozentrischer Perspektive – im Liberalismus wie im Sozialismus – als legitim betrachtet wird. Und im Grunde genommen hat sich diesbezüglich bis in unsere Tage hinein nichts Wesentliches verändert. Denn noch in der Stunde der Krise des modernen Na-

tionalstaats, die sich vor allem in jenen Ländern abspielt, wo er weder wirklich national, noch demokratisch, noch modern sein konnte – wie in großen Teilen des heutigen Lateinamerika, in Afrika oder in Osteuropa –, ist die eurozentrische Perspektive in der weltweiten Debatte hegemonial.

Für den hier interessierenden Zusammenhang wirft die weltweite Hegemonie des Eurozentrismus zwei grundlegende Fragen auf: 1) Warum sieht man vom Eurozentrismus aus die ganze Welt so, als wäre sie Westeuropa, wie lässt er sie (genau) so sehen? 2) Warum lässt es der nicht-europäische Rest der Welt zu, sich auf diese Weise zu begreifen, ja strengt sich sogar an, sich selbst so zu begreifen und begriffen zu werden? Die Erforschung dieser Fragen führt uns dazu, erneut jenes historische Territorium zu erkunden, das Lateinamerika genannt wird.

Lateinamerika und die Kolonialität der Herrschaft

Was sich heute Lateinamerika nennt, bildete sich als der Ausgangspunkt eines Herrschaftsmusters ohne historische Vorbilder heraus. Die beiden Hauptachsen desselben waren einerseits ein neues gesellschaftliches Herrschaftssystem, das auf die Idee der Rasse aufbaute, ein geistiges Konstrukt, das die Beziehungen der neuen Herrschenden zu den Eroberten und Kolonialiserten naturalisierte, das heißt: sie als ‚natürlich‘ begreifen ließ. Auf der anderen Seite entstand ein neues System gesellschaftlicher Ausbeutung, das alle existierenden Ausbeutungsformen strukturell miteinander verknüpfte, um unter der Hegemonie des Kapitals Waren für den Weltmarkt zu produzieren. Beide Achsen bedingten sich von Anbeginn an wechselseitig.

Diese beiden Achsen wurden aber nicht einfach nur unter der kolonialen Gewalt hervorgebracht, sie machen vielmehr die Spezifik dieses Herrschaftsmusters aus. Und sie haben sich seit über 500 Jahren – trotz aller Umwälzungen und durch sie hindurch – als untrennbar konstitutive Elemente erhalten. Deswegen ist es angemessen, die Kolonialität dieses spezifischen Herrschaftsmusters hervorzuheben (das im Folgenden als „Herrschaftskolonialität“ bezeichnet wird), um das herum (und unter dem) sich der globale soziale Komplex von Beherrschung, Ausbeutung und Konflikt ordnet.¹

1 Ich verzichte hier darauf, auf diese Fragen weiter einzugehen, da es dazu mittlerweile – beginnend mit meiner Veröffentlichung zu Kolonialität/Modernität (Quijano 1991/2007) sowie Quijano/Wallersten (1992) – eine umfangreiche Literatur gibt. Genannt seien an dieser Stelle nur die Arbeiten von Walter Mignolo, Ramón Grosfoguel, Agustín Lao-Montes, Santiago Castro-Gómez, Dale Tomich, Neldon Maldonado, Catherine Walsh, María Lugones, Edgardo Lander und Arturo Escobar. Einige neuere Beiträge finden sich in Castro-Gómez/Grosfoguel (2007).

Die Eurozentrierung der Herrschaftskolonialität und ihre historischen Implikationen

Es ist für den hier zu klärenden Zusammenhang von zentraler Bedeutung, dass während des 16. und sogar noch in Teilen des 17. Jahrhunderts das abhängige Amerika und Iberien, das Zentrum der Herrschaft, die beiden (einzigen) identitätsstiftenden Subjekte des neuen Herrschaftsmusters waren. Die Staaten der iberischen Halbinsel, Spanien und Portugal, hätten sich daher als die größten, wenn nicht einzigen Nutznießer desselben erweisen müssen. Das Mittelmeer wurde als Hauptverkehrsstrecke des Welthandels abgelöst durch das Atlantische Becken, über das nun der riesige Reichtum, den Amerika produzierte, seinen Weg fand.

Die Krone von Kastilien und ihre Verbündeten waren indes in doppelter Hinsicht unfähig, die neuen Ressourcen zum Nutzen der Bevölkerung auf der iberischen Halbinsel oder wenigstens zum Erhalt ihrer eigenen Hegemonie zu nutzen. Einerseits waren sie Träger und gewaltsame Verfechter des Katholizismus und der Gegenreformation. Diese religiöse Ideologie bildete eine mächtige Barriere gegen jede Form freischwebender Intelligenz und gegen die Freiheit und Autonomie der Individuen – wenngleich sie auf einen Prozess neuartiger und rascher sozialer Subjektivierung traf, der sich aus den merkantilen Praktiken speiste, die keine herrschaftliche Macht aufhalten oder kontrollieren konnte.

Andererseits repräsentierten die iberischen Herrscherhäuser Formen sozialer Herrschaft, die gegenüber den historischen Entwicklungsprozessen im Mittelmeerraum äußerst rückständig waren – einschließlich des vorangegangenen Zeitalters arabisch-islamischer Hegemonie. Sie waren aber rückständig vor allen Dingen im Kontext der neuen Macht des Handelskapitals, das sich nun („nach Amerika“) intensiver und schneller entwickelte, und dies mit deutlich geringeren Kosten, da es sich auf die unbezahlte („rassisch“ beherrschte) Arbeit Unfreier stützte. Ausdruck vor allem des ländlichen, armen und kulturell zurückgebliebenen Nordens, war die spanisch-portugiesische Herrschaftstradition im neuen historischen Kontext eindeutig zu archaisch.

Dieses Herrschaftsmodell wurde den besiegten iberischen Völkern des Südens mit Gewalt aufgezwungen, aber dort niemals hegemonial. Die alte Adelsideologie musste auf konfliktive, aber auch pragmatische Weise mit jenen Formen der Ideologie und der sozialen Praxis koexistieren, die dort vorherrschten und sich dank des Handels mit den in Amerika produzierten Reichtümern im italienischen und iberischen Mittelmeerraum ausbreiteten. Auf diese Weise lässt sich die eigentümliche Verbindung erklären, die sich zwischen der gutsherlichen Herrschaft und ihrer, seit der Bezwingung und Vertreibung von Mauren und Juden, formal dominierenden Adelsideologie auf der einen Seite sowie den weit verbreiteten, pragmatischen Handlungsorientierungen und sozialen

Praktiken auf der anderen Seite herstellte, die durch den blühenden Handelskapitalismus gefördert wurden. Dies ist die Welt, von der Cervantes im Don Quijote so bleibend erzählt hat (Quijano 2007) – und das Spezifische jenes Zeitalters, das gewöhnlich als „erste Moderne“ bezeichnet wird.

Auf der iberischen Halbinsel mussten die archaischen Formen der Beherrschung mit Zwang und Gewalt aufrechterhalten werden, woraus sich ein interner Kolonialismus ergab – anstelle einer Homogenisierung und ‚Nationalisierung‘ der heterogenen Identitäten der iberischen Halbinsel. Und außerhalb Spaniens und Portugals verschwendete dieses Herrschaftssystem gigantische Ressourcen an Handelskapital, um die Macht und das Prestige von Gutsherrschaft und Gegenreformation auszudehnen. Eben jene Bankiers Mittel- und Nordeuropas, die erst geholfen hatten, den Thron von Kastilien und Aragón zu kaufen, halfen dann auch – gegen Zins und Zinseszins – dabei, für die Kosten der dynastischen Kriege außerhalb der iberischen Halbinsel aufzukommen. Die ungefährdete iberische Führungsrolle in der ersten Periode der Herrschaftskolonialität war angesichts dieser Umstände in Wirklichkeit ein Mechanismus des Reichtumstransfers, im Zuge dessen der riesige kommerzielle Profit, den der Welthandel mit den Produkten aus Amerika abwarf, auf neue Herrschaftsgruppen umgeleitet wurde, die sich an den Ufern der neuen Welthandelsroute im westlichen Atlantik bildeten. Anders gesagt entwickelte sich dieses neue und spezifische Herrschaftsmuster, indem es eine neue Konfiguration des Welthandels schuf, gekennzeichnet durch dessen vollständige Monetarisierung und durch die Integration neuer Produkte, die aus unbezahlter Arbeit in Lateinamerika entstanden und schnell zu Welthandelswaren wurden. Im Verlauf einer relativ kurzen Periode erwuchs daraufhin im Westen des Atlantischen Beckens eine neue historische Region, die sich als eine neue historische Identität mit dem Namen ‚Westeuropa‘ und als zentraler Ort der Kontrolle dieses Herrschaftsmodus entwickelte. Auf diese Weise war (Latein-) Amerika am Ende der iberischen Hegemonie als ein vom eurozentrierten Herrschaftsmuster abhängiger Raum hergestellt und konfiguriert.

Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis zur „industriellen Revolution“ wurden Amerika und das aufstrebende Westeuropa zu den historischen Haupt(id)entitäten, aus denen sich dieses Herrschaftsmuster bildete. Aber nach jener „Revolution“ dehnte sich die Kolonialherrschaft des neuen Westeuropa über den Rest des Planeten und dessen Bevölkerung aus. Dies zog auch die weltweite Verbreitung des in Amerika geschaffenen Herrschaftsmusters nach sich.

Diese relativ lange historische Periode eröffnete eine Vielzahl von Fragen, die auch noch Teil der Debatte um die gegenwärtige Herrschaftskrise sind. Für unsere Fragestellung kommt es allerdings zum einen auf den Hinweis an, dass die beschriebene Periode jene ist, die seither als ‚Moderne‘ bezeichnet worden ist. Und zum anderen gilt es die grundlegende und unhintergehbare Ambiva-

lenz dieser Moderne zu betonen, deren Herrschaftsmuster ohne jeden Zweifel kolonialen Charakter hat. Wir leben in einer kolonialen Moderne, wir sind mit einer Kolonialmodernität konfrontiert. Diese konstitutive Zweideutigkeit des ‚modernen‘ Herrschaftsmusters erlaubt es, den verzerrten und verzerrenden Charakter der eurozentrischen Perspektive auf die historische Erfahrung der ‚Moderne‘ zu verstehen und sinnfällig werden zu lassen. Und eben darum muss es hier gehen.

Die eurozentrierte koloniale Moderne

Was meint in diesem Kontext der Begriff ‚Moderne‘? Zunächst ist festzuhalten, dass der Streit über das europäische Patent auf eine durch die Entwicklung der wissenschaftlich-technologischen Rationalität charakterisierte Moderne abwegig ist. Alle „alten Kulturen“ (im Sinne Spenglers oder Toynbees) haben nachweisbar wissenschaftlich-technologische Kenntnisse auf bemerkenswertem Niveau produziert. Die großen Bauten und Straßen, die komplexe und ausgeklügelte Kunst der Hydraulik, die Mathematik, die Astronomie, die erstaunlich genauen Kalender, die Schrift, Dichtung, Erzählung, Philosophie, Medizin, das Schießpulver, die Druckkunst sowie die Zähmung und Zucht von Tausenden von Pflanzen- und Tierarten zu Nahrungs- und Heilzwecken gingen der Konstitution des ‚Westens‘ lange voraus. All diese Errungenschaften wurden zu großen Teilen zerstört – hauptsächlich durch die iberischen Eroberungen, vor allem in Amerika, weniger radikal dann durch die Briten, Franzosen und Belgier in Südostasien und in Afrika, wodurch die Entwicklung des Wissens und der Lebensqualität des Menschen um Jahrhunderte verzögert wurde (Quijano 2000, 2007b).

Freilich ist die wissenschaftlich-technologische Produktion in der eurozentrierten Herrschaftskolonialität auf verschiedenen Gebieten weiter vorangeschritten als unter anderen Herrschaftsmustern in früheren Zeiten. Die Astrophysik, die Erforschung des Weltraums, die Biotechnologie einschließlich ihrer Technologie zum schnelleren und kostengünstigeren Töten einer größeren Zahl an Menschen und zur Gefährdung der globalen Lebensbedingungen sind zweifellos elaborierter als jemals zuvor. Aber sie künden eben auch vom eigentlichen Charakter und den inhärenten Tendenzen des Herrschaftsmusters, unter dem wir noch leben.

Was sich allerdings tatsächlich in spezifischer und einzigartiger Weise in der Phase der eurozentrierten kolonialen Moderne herausgebildet hat, ist ein kontinuierlicher Prozess der *Herstellung* – der Produktion, des Konflikts, des Wandels und der Reproduktion – eines neuen historischen Horizonts von Sinn, Erklärung und Verständnis des Beobachteten, Erfahrenen und Erlebten in der Welt der eurozentrierten Herrschaftskolonialität. Der zentrale Kern dieser Welt ist die eigentümliche Verbindung zweier Entwicklungen: Auf der ei-

nen Seite die Erfahrung eines epochalen historischen Wandels, der die wechselseitige Konstitution Amerikas und Westeuropas einschließt. Und auf der anderen Seite die Herstellung der kognitiven, sozialen und materialen Existenzbedingungen des eurozentrierten industriellen Kapitals.

Wegen ihrer Beziehung zu diesem spezifischen Herrschaftsmuster und wegen der historisch-strukturellen Heterogenität, Diskontinuität und Komplexität jener Welt(en), die sich diese Herrschaft einverlebte, ist die eurozentrierte koloniale Moderne eine durch und durch diverse, in sich widersprüchliche und konfliktive Konfiguration. Sie beruht einerseits auf den Ideen der sozialen Gleichheit, der Solidarität, der Freiheit und Autonomie aller Menschen, andererseits auf einer gesellschaftlichen Reklassifizierung der Bevölkerung der gesamten eurozentrierten Herrschaftskolonialität nach Maßstäben ihrer ‚rassischen Zugehörigkeit‘. Die gleichwohl gegebene Konsistenz und fortgesetzte Reproduktion dieses Herrschaftsmusters verweist jedoch auch auf die andauernde globale Hegemonie seines spezifischen historischen Sinnhorizonts.

Die Paradoxien der eurozentrierten kolonialen Moderne

Die Herren der iberischen Halbinsel, die ersten, die über die Herrschaftskolonialität verfügte, führten die „erste Moderne“, die sie vorgefunden hatten, in eine lange Phase des Rückschritts und des Verfalls. Die koloniale Moderne war letztlich nicht ihr Produkt, sondern das Werk derer, die sie ihrer Hegemonie beraubten und sich in Westeuropa behaupteten.

Der Eurozentrismus der Herrschaftskolonialität wurde von der doppelten Achse dieses Herrschaftsmusters produziert. Das heißt: von der „Rassialisierung“ der gesellschaftlichen Klassifikation der Weltbevölkerung mit allen ihren gesellschaftlichen Konsequenzen. Und zur gleichen Zeit und in der gleichen Bewegung von den Bedürfnissen der Warenproduktion für den Weltmarkt, unter der Hegemonie eines Kapitals, das sich anfänglich, im aufstrebenden Westeuropa auf der Grundlage der Sklavenarbeit in Amerika, vor allem in „Latein“-Amerika, ausdehnte (vgl. zur Sklaverei als Grundlage des Kapitals in Westeuropa Tomich 2004).

Obwohl die Hegemonie nur knapp über ein Jahrhundert lang von der iberischen Halbinsel ausging, beeinflusste die Erfahrung Amerikas von Anfang an auch die Subjektivität all jener Gesellschaften, die sich in Westeuropa herausbildeten. Es handelte sich um die Erfahrung des Eintritts in eine neue historische Periode, eines tiefgreifenden sozialen Wandels. In der eurozentrierenden historisch-sozialen Bilderwelt ergab sich bald eine gründliche Verschiebung des Sinnhorizonts: Das goldene Zeitalter wurde nicht mehr in einem verlorenen, mythisch-mystischen Eden verortet, sondern in der Zukunft als einem einzigen, authentischen Kontinent des Wandels. Diese Verschiebung der Zeit im historischen Sinnhorizont bildete später, im Verlauf der kolonialen Expansion

Europas, Teil einer wissenschaftlich-intellektuellen Neuzuweisung des Ortes der Westeuropäer und der ‚Nicht-Europäer‘ in der historischen Zeit. Im Zuge dieser Verschiebung trafen die Europäer aber auch auf Formen sozialer Existenz, in deren Zentrum Reziprozität, Solidarität und Gemeinschaft standen, insbesondere in den heute als ‚andin‘ bzw. ‚amazonisch‘ genannten Regionen (Quijano 1993). Die europäischen Utopien seit dem 16. Jahrhundert können nicht ohne Rückgriff auf diese Erfahrungen verstanden werden. Sie zeigen an, dass der *historische Sinnhorizont*, den wir Eurozentrismus nennen, sich zuerst als ein neuer *Horizont historischen Sinns* herauszubilden begann (Quijano 1990).

Die Welt, die sich im Folgenden als ‚Westeuropa‘ konstituierte, und die soziale Ausbeutungsbeziehung, die sich auf diese Weise als europäischer Kapitalismus historisch besonderte, entwickelten auch eine spezifische Intersubjektivität. Deren Hauptachsen bestehen zum einen in einem Horizont historischen Sinns, der die reiche und tiefe Erfahrung eines historischen Wandels – Amerika, die Herrschaftskolonialität, Westeuropa – ausdrückt, und zum anderen in den kognitiven Grundlagen der raschen Ausbreitung des europäischen Kapitalismus: die systematische Beobachtung, die Messung, die Quantifizierung, das Experimentieren, die Verifikation der Information – der Zweifel. Beide Aspekte der neuen Intersubjektivität waren nicht von vornherein miteinander verknüpft, verschränkten sich aber mit der Zeit. Es bildete sich eine neue Rationalität heraus, für die intellektuelle Freiheit, und damit individuelle Autonomie, unverzichtbar war. Aus dieser Perspektive ist die gesellschaftliche Gleichheit der Individuen, in den Grenzen des Marktes, eine Grundbedingung der modernen Rationalität. Alles was ihr entgegenstand – religiöse, politische und soziale Mächte und Machthaber – musste umgewälzt oder zerstört werden.

Diese spezifische Rationalität war, worauf schon Max Weber aufmerksam gemacht hat, jenen eigen, die sich der Kontrolle der Subjektivität durch die Kirche und/oder die Monarchie und der sozialen Beziehungen durch die Feudalherren und die Herrscher der ‚alten Ordnung‘ widersetzen. Das war konkret die reformierte christliche Bourgeoisie der aufstrebenden Länder des mittleren und nördlichen Westeuropas. Weber allerdings erschloss sich nicht, dass diese Rationalität im Kontext der Herrschaftskolonialität hervorgebracht und ausgeübt wurde. Als guter Westeuropäer zweifelte er nicht daran, dass es sich um eine historische Welt handelte, die sich selbst entworfen und hervorgebracht hatte und in der das Kapital als ein spezifisch westlich-europäisches Produkt erschien, das von allen anderen Formen gesellschaftlicher Ausbeutung unabhängig, ja gegen diese gerichtet war. Noch viel weniger konnte er – wie auch Marx nicht – begreifen, dass die führende Rolle des Kapitals auf der ‚Rassialisierung‘ der Arbeitsteilung und der darauf aufbauenden Ausbeutung von unbezahlter Arbeit beruhte, zunächst in Amerika, sodann im Rest der Welt.

Die Ideen von sozialer Gleichheit, von Freiheit und Autonomie aller Indivi-

duen, von der Staatsbürgerschaft als grundlegender Institution der politischen Ordnung und von ihrem Ausdruck im modernen Nationalstaat als einzig legitimer politischer Autorität, wurden allesamt von dieser spezifischen Rationalität hervorgebracht. Sie sind somit Ergebnis der Rationalität, die man als *modern* bezeichnet. Tatsächlich waren die Grundideen – soziale Gleichheit, Freiheit und Autonomie der Individuen – nicht gerade neu. Aber sie waren immer minoritär gewesen – angefeindet, verfolgt und bestraft. Nur in Westeuropa, als der neuen Metropole der Herrschaftskolonialität, erhielten sie jene Anerkennung und Legitimität, durch die sie zum hegemonialen Allgemeingut wurden. Die Staatsbürgerschaft als politische Institution, deren Legitimität von nun an jede mögliche politische Autorität begründet, gehörte zu derselben sozialen Vorstellungswelt. Und diese Institution ist etwas beispiellos Neues in der Geschichte. Die Staatsbürgerschaft der Athener, an die in diesem Zusammenhang gerne erinnert wird, beruhte gerade auf der Negation der sozialen Gleichheit aller Individuen.

Es handelt sich also zweifellos um ein spezifisch westeuropäisches Produkt. Da es aber im Kontext der Herrschaftskolonialität produziert worden war, konnte die neue Modernität nichts anderes sein als eine Kolonialmoderne. Folglich ist sie ein historisches Phänomen von innerer Zweideutigkeit. Sie entsteht aus der paradoxen Verbindung neuer Formen von Herrschaft und Ausbeutung, nämlich Rassismus und Weltkapitalismus; aber ebenso aus beispiellosen sozialen Konflikten mit neuen gesellschaftlichen Subjekten und bis dato unbekanntem ‚Utopien‘, die eine ‚Moderne‘ propagieren, die von jeder Form von Kolonialität und Herrschaft befreit ist. Die innere Zweideutigkeit jener Kolonialmoderne enthüllte sich unmittelbar, noch während sie hervorgebracht wurde.

Schließlich hatten die Westeuropäer mit der „industriellen Revolution“ endlich dem Weltmarkt etwas anzubieten, was auf ihrem eigenen Territorium hervorgebracht worden war. Denn bis dahin waren sie lediglich Krämer und Kontrolleure der in Amerika produzierten Waren. Und ihre neue Macht trieb sie bald zur Eroberung und Kolonialisierung des Rests der Welt, auch jenseits von Amerika. Indem sie dies taten, verrieten sie notgedrungen die zentralen Ideen ihres Rationalitätshorizonts. Sie schufen soziale Ungleichheit bei den eroberten Bevölkerungen, und sie ‚rassialisierten‘ sie. Sie nahmen ihnen Nation und Identität, definierten ihre Nationalitäten und Identitäten um. Und sie zerstörten die zivilisationseigene Produktion der Eroberten und Kolonialiserten. Auf diese Weise wurden Geschichte und Identität der Beherrschten historisch unsichtbar gemacht. Bestenfalls gestand man einigen wenigen von ihnen einen gewissen Platz zu, der zwar sichtbar, aber nicht nur räumlich, sondern vor allem in der historischen Zeit randständig und entfernt war. Auf diese Weise wurde ein historischer Sinnhorizont geschaffen, in dem das Nicht-Europäische, wo nicht völlig unsichtbar, zumindest längst vergangen war. Der

‚Orient‘ war eine der Bezeichnungen für dieses ‚Nicht(s)‘. Es entstand eine spezifische Art der Produktion und Kontrolle von Subjektivität und Intersubjektivität, die im gesamten Universum der eurozentrierten Herrschaftskolonialität als hegemonial durchgesetzt wurde.

Dieser subjektiv-intellektuelle Prozess zeugt davon, dass sich diese grundlegende Form von sozialer Beziehung tief und dauerhaft als zentrales, konstitutives Element des Sinnhorizonts der Westeuropäer etabliert hat. Diese Perspektive war zugleich modern und rassistisch, sprich: kolonial. Die Kategorie der kolonialen Moderne impliziert, dass es kaum möglich gewesen wäre, die zahlreichen heterogenen Identitäten, die sich der europäische Kolonialismus während seiner Ausbreitung einverleibte, unsichtbar zu machen.

Eine solche Sicht auf die koloniale Moderne erlaubt es, die beiden oben aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Wenn aus einer eurozentrierten Perspektive die Identitäten, kulturhistorischen Produkte und Projekte der Mehrheit der Völker, die der Kolonialität der eurozentrierten Herrschaft einverleibt wurden, unsichtbar gemacht worden sind, so sieht man im Ergebnis nichts als das Europäische. Man sieht alles – oder will alles sehen –, als ob es nichts anderes als Europa wäre. Alles Übrige existiert nicht oder nur als Teil einer entfernten Vergangenheit. Auf der anderen Seite ist es aber die Hegemonie dieser Perspektive unter den Opfern der Herrschaftskolonialität, die diese dazu bringt, sich so zu sehen, als wären sie Europa, ja sogar anzustreben, genau so gesehen zu werden. Oder – wie in der Debatte über die ‚Modernisierung‘ und die ‚Entwicklung‘ geschehen – als würden sie in der Zukunft (wie) Europa sein.

Analog bedeutet die Tatsache, sich als ‚Weißer‘ zu sehen oder sogar gesehen werden zu wollen, die Selbstverachtung der rassialisierten Identitäten und Opfer der Kolonialität der eurozentrierten Herrschaft. Dies ist zweifellos die perverseste Wirkung der Perspektive der eurozentrierten kolonialen Moderne. Die Opfer wurden dazu gebracht, sich mit den Augen des Herrschers zu betrachten. Auswege wurden nicht in der Rebellion, der Flucht, dem Umsturz oder der Legitimierung des Andersseins beziehungsweise in Alternativen gesucht, sondern in der Nachahmung, ja der Mimesis einer doppelten Unterwerfung unter die koloniale Moderne. Und schlimmer noch: es handelte sich um einer verführerische Art und Weise, an der Herrschaft teilzuhaben.

Aus dieser Perspektive ist die zentrale Paradoxie der eurozentrierten Kolonialmoderne eine Tragödie der Irrungen. Westeuropa schuf und verbreitete schließlich als Kontrollzentrum der Herrschaftskolonialität weltweit einen neuen, universell hegemonialen ‚Gemeinsinn‘: soziale Gleichheit, Freiheit und Autonomie aller Individuen, Staatsbürgerschaft und moderner Nationalstaat – während die Opfer dieses Herrschaftsmusters, zur gleichen Zeit und in derselben historischen Bewegung, an der konkreten Ausübung dieser sozialen Beziehungen und einer entsprechenden gesellschaftlichen Existenz gehindert wurden.

Die Umwälzung des Eurozentrismus in Lateinamerika

Bekanntermaßen waren, nach der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten vom britischen Kolonialismus, die heute „lateinamerikanischen“ Länder die nächsten, die sich vom – in ihrem Fall iberischen – Kolonialismus befreiten. Nach der Niederlage des ersten, 1780 von Tupac Amaru geführten national-antikolonialen Projekts im Vizekönigreich Peru begann mit der Revolution in Haiti (1804) der historische Kampf um die Entkolonialisierung der Herrschaft von Neuem.² Gleichzeitig ergab sich die kurze Erfahrung der ersten liberalen Revolution und der ersten Republik in Spanien. Und auf paradoxe Weise – wie fast alles innerhalb der eurozentrierten Kolonialmoderne geschieht – brachten die Ereignisse im Zentrum des Spanischen Kolonialreichs die Herrscher in den hispanoamerikanischen Kolonien dazu, ihre Unabhängigkeit vom Spanischen Imperium zu suchen. Die Niederlage der Revolution in Spanien konnte schon nicht mehr verhindern, dass sich dieser Prozess der „Emanzipation“ bis zur Schlacht von Ayacucho 1824 steigerte.

Die Ergebnisse dieses Prozesses waren im zukünftigen Lateinamerika jedoch ganz anderer Art als in den Vereinigten Staaten (Quijano 2000). In den USA vertrat der neue Staat die Mehrheit der Bevölkerung. Es etablierte sich eine wirkliche Staatsbürgerschaft, und sie fand ihren Ausdruck in einem modernen Nationalstaat, dem ersten der kolonial-modernen Geschichte, wenn auch auf den Schultern der „schwarzen“ Sklaven. Nicht so in Hispano-Amerika. Diejenigen, die in den neuen unabhängigen Ländern die Herrschaftskontrolle erben, waren nicht nur dieselben Personen, die sie schon seit der Kolonialzeit innehatten oder daran teilnahmen. Sie waren darüber hinaus eine verschwindende Minderheit, die ihre Herrschaft der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung aufzwang. Die „indianischen“ Leibeigenen, die „schwarzen“ Sklaven und die entsprechenden „Mischlinge“ waren allesamt durch soziale Hürden und gesetzliche Verbote von der Teilhabe an den neuen Staatsbildungsprozessen ausgeschlossen. Auf diese Weise kam es zu einer bemerkenswerten historischen Paradoxie: In jedem einzelnen der neuen lateinamerikanischen Länder wurde ein unabhängiger Staat der kolonialen Gesellschaft übergestülpt. Diese eigenartige modern-koloniale Verbindung von politischer Unabhängigkeit und verhinderter Dekolonialisierung der Macht wurde später in der gesamten Welt reproduziert.

Dass Lateinamerika die erste Bühne dieser paradoxen Aufführung der Koloni-

2 Die haitianische Revolution war die erste radikal und global entkolonialisierende Revolution. Bei dieser historischen Bewegung handelte es sich um den Sieg 1) der Sklaven über ihre Herren, 2) der Kolonisierten über ihre Kolonisateure, 3) der nationalen haitianischen Identität über die koloniale französische und 4) der „Schwarzen“ über die „Weißen“. Unglücklicherweise waren und sind immer noch die Kontrolleure der Herrschaftskolonialität stärker. Das Französische Kolonialreich und die zahlreichen militärischen Interventionen der Vereinigten Staaten machten diesen Sieg zunichte.

almoderne war, trug jedoch auch dazu bei, dass es zum ersten Widerstandsraum gegen den Eurozentrismus wurde, insbesondere seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Der Widerstand gegen die aufgezwungene Herrschaftskolonialität unter den „Indios“ hatte während der Periode direkter iberischer Beherrschung nicht nachgelassen. Und die frühe Debatte im Vizekönigreich Peru gegen die aufkommende eurozentrierte Kolonialmoderne hat viele Namen hervorgebracht, deren Anerkennung heute wächst, wie etwa Huaman Poma de Ayala oder Santa Cruz Pachacuti Salkamaywa. Aber nach der Niederlage von Tupac Amaru und der de facto gescheiterten Revolution in Haiti wurde dieser Widerstand unsichtbar gemacht. Nach der Unabhängigkeit waren die intellektuellen Mitglieder der ‚weißen‘ oder ‚europäischen‘ Minderheit die einzigen Protagonisten der Debatte – einer Debatte, die sich in der eurozentrierten Kolonialmoderne reproduzierte und unvermeidlich den Linien der eurozentrischen Diskussion zwischen Liberalen und Konservativen folgte. Hinter den Kämpfern in den Schützengräben politischen Denkens standen dabei ganz handfeste materielle Interessen. Die Bürgerkriege und Staatsstriche, die fast durchgängige politische Instabilität in fast allen neuen Ländern – mit Ausnahme Chiles, Uruguays, Brasiliens und Mexikos – trugen zur Verschärfung der Debatte bei. Und in all diesen neuen Staaten wurde der Comtesche Positivismus als eine Perspektive aufgenommen, die Stabilität, Moderne, letztlich eben Fortschritt versprach. In Brasilien wurde sogar das Motto des neuen Staates – „Ordnung und Fortschritt“ – aus dem Werk von Comte übernommen.

Zur Mitte des 19. Jahrhunderts breitet sich jedoch eine Unruhe in der Debatte des iberischen Amerika aus, die sich um die Frage der Identität dreht und seit dem Ende des Jahrhunderts dominant wird (Gracia/Jaksic 1984, Quijano 1990). Diese Debatte wurde vor allem unter den Liberalen heftig geführt, später auch von den Radikalen. Sie begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit den ersten Vorschlägen, sich als ‚Lateinamerika‘ und nicht mehr als ‚Hispanoamerika‘ zu identifizieren. Diese Vorschläge waren mit den kaiserlichen Abenteuern von Napoleon III. und Maximilian in Mexiko verbunden und wurden mit diesen besiegt, ohne bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wieder aufgenommen zu werden (Ardao 1993). Mitten im Kampf um die Beendigung des spanischen Kolonialismus in der Karibik schlägt José Martí 1893 vor, den eigenen Raum „Nuestra América“ (Unser Amerika) zu nennen – eine Idee, die ebenfalls jäh endet, als 1898 die spanischen Kolonien Kuba, Puerto Rico, die Philippinen und Guam von den Vereinigten Staaten erobert werden. Dieser Krieg wurde offensichtlich mit dem Ziel geführt, die Unabhängigkeit neuer Länder in der Karibik zu verhindern, die damals schon fast das Mare Nostrum der neuen amerikanischen Imperialmacht darstellte. Das Identitätsstreben erwacht dann an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert neu mit dem „Arielismus“, benannt nach dem 1900 erschienenen Buch „Ariel“ des

Uruguayers José Enrique Rodó – ein Ansatz, der aber mit der mexikanischen Revolution ebenfalls wieder verschwindet.

Wodurch wurde dieses Verlangen, das bis heute niemals befriedigt wurde, erzeugt? Die Frage stellte sich tatsächlich schon während der Kolonialzeit, zuerst mit der Diskriminierung der in den Kolonien geborenen Spanier („Criollos“) durch die „(echten) Spanier“. Dann wurde sie, vor allem seit dem 18. Jahrhundert, noch dringlicher mit der Vermehrung der „Mestizen“. Denn diese bildeten zu jener Zeit eine große und heterogene Population, deren gesellschaftliche Klassifizierung nach ‚Farben‘ die Identitätsproblematik neu konfigurierte. Vor allen Dingen aber war es die Politik der Vereinigten Staaten seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, die eine neue Debatte entfachte. Erstens wollten die neuen iberamerikanischen Staaten die exklusive Aneignung des Namens ‚Amerika‘ durch die Vereinigten Staaten nicht hinnehmen. Zweitens begann das Bündnis zwischen den Vereinigten Staaten und ihrer alten britischen Kolonialmetropole spürbar zu werden, die nun gemeinsam als eine neue Imperialmacht in der Karibik operierten. Deren Einfluss wuchs mit der Eroberung der Territorien der nordamerikanischen Indigenen, dann mit der Eroberung der nördlichen Hälfte Mexikos und am Ende jenes Jahrhunderts mit der Eroberung spanischer Kolonien in der Karibik und auf den Philippinen. Diese Expansionspolitik traf im ‚anderen‘ Amerika auf uneinige, politisch instabile, in Bürgerkriegen und Grenzstreitigkeiten befangene Staaten, die fürchteten, zum nächsten Opfer der neuen Imperialmacht zu werden. Unter diesen Umständen neigten die Kontrolleure der Macht in jenen Ländern, vor allem die Intellektuellen und Politiker der unzufriedenen schmalen Mittelschichten, durchweg dazu, als Verteidigungslinie gegen die amerikanisch-britische Expansionspolitik ihre Identitätsunterschiede zu den „Angelsachsen“ hervorzuheben.

Indoamerika: die vereitelte Entkolonialisierung

Die historische Paradoxie einer Unabhängigkeit unter der Kontrolle derselben Gruppen, die auch in der Kolonialzeit die Herrschaft innegehabt hatten, kam einem echten historischen Knotenpunkt gleich: Moderne, Demokratie, Nationalstaat, Identität, Einheit stellten sich nicht als voneinander getrennte, sondern miteinander verwobene Probleme dar, jedes einzelne von ihnen in jedes andere verflochten und verwickelt, weshalb sie nur gemeinsam gelöst werden konnten. Die eurozentrierte koloniale Moderne drückte sich in dieser historischen – amerikanischen – Verknotung aus, und in gewisser Weise tut sie das noch immer.

Dieses Herrschaftsmuster hatte seinen Ursprung aber nicht zufällig in Amerika. Nach den antikolonialen Kämpfen war eine Identität, die einfach nur als eine Verlängerung der kolonialen (Hispanoamerika, Lusoamerika, Iberoamerika) wirkte, nicht akzeptabel und wurde auch nicht akzeptiert, und die Bezug-

nahme auf eine europäische, lateinische – der angelsächsischen entgegengesetzte – Familie hatte nicht gefruchtet. Eine andere Identität schlummerte in einer geheimen Vorstellungswelt, und sie kam mit der Mexikanischen Revolution, der ersten großen Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts (1910-1920), ans Licht. Obwohl die radikaleren Kräfte unterlagen und die Hauptführer (Zapata, Villa) ermordet wurden, war das zentrale Element dieser Revolution, das dem neuen Staat seinen national-demokratischen Charakter und der neuen Gesellschaft ihre eigene Vorstellungswelt einbrachte, die massive Teilnahme der „indigen“ genannten Bevölkerung. Sie eröffnete den Weg zu einem sozialen Leitbild, das sich rasch in eine wirklich gemeinsame Ideenwelt aller derer verwandelte, die in den anderen Ländern der Region den historischen Knoten zu zerschlagen suchte, der durch die ungelösten Probleme von Moderne, Identität und Demokratie gebildet wurde.

Trotz der „unterbrochenen Revolution“ (Gilly 2005) in Mexiko ist die Wirkung derselben auf die Vorstellungswelt der indigenen Bevölkerungen, der lohnabhängigen Berg- und Landarbeiter und vor allem auch der Mittelschichten und der aufstrebenden Intelligenz aller anderen Länder unverkennbar. Sie ist ein klares Zeichen dafür, dass die Möglichkeit des großen Wandels der inneren Herrschaft und der Unabhängigkeit gegenüber der neuen (angelsächsischen) Imperialmacht in Beziehung stand mit der unsichtbar gemachten und kolonialisierten Masse der Bevölkerung, den „Indios“ oder „Indigenen“. Der kurz nach dem Triumph der mexikanischen Revolution gemachte (und Vasconcelos zugeschriebene) Vorschlag, ‚Indoamerika‘ als neue Identität anzunehmen, fand dann deshalb auch die Zustimmung einer ganzen Generation von Intellektuellen und Politikern und wurde zum Fanal der großen Welle revolutionärer Prozesse, die zwischen 1925 und 1935 ohne jede Ausnahme alle übrigen Länder dieses Amerikas erschütterte. Diese Welle wurde niedergeschlagen, und blutige, in ihrer Mehrheit faschismusfreundliche Militärdiktaturen übernahmen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges – mit der Ausnahme von Chile und Uruguay – die Kontrolle der instabilen Staaten. Mit dieser Niederlage war dann auch die Idee einer indoamerikanischen Identität formal beendet. Latent ist sie aber seither kontinuierlich lebendig geblieben, und in der gegenwärtigen Debatte wird sie, vor allem mit der neuen Bewegung der so genannten „indigenen“ Bevölkerungen, reaktiviert.

Die neue Mentalität, die mit der mexikanischen Revolution zum Vorschein gekommen war, brachte eine Sprache für den Widerstand gegen den Eurozentrismus hervor. Es wurde eine neue Kategorie geschaffen, um zu bezeichnen, wogegen sich die kollektive Ablehnung richtete: ‚mentaler Kolonialismus‘. In der Sprache der „Indoamerikaner“ handelt es sich dabei um eine Form von Konformismus, Hörigkeit und Unterwerfung sowohl in der politisch-sozialen Aktion wie in den historisch-sozialen Wissenschaften gegenüber der eurozentrischen Vision der Geschichte, der Probleme und der zukünftigen Möglichkei-

ten dieses Amerika. Jene Forschungen, die sich seit Guha (1998) „Subalternitätsstudien“ nennen, können heute als Sprachrohr dieser „indoamerikanischen“ Debatte gelten. Auch sie haben zu keiner wirklichen wissenschaftlichen Subversion des kolonial-modernen Eurozentrismus geführt. Aber sie enthielten – namentlich mit dem Werk von José Carlos Mariátegui – ein erstes Moment der Unterwanderung der eurozentrischen Perspektive auf die Geschichte und Revolution Amerikas. Die epistemischen Brüche mit der eurozentrierten Kolonialmoderne in der aktuellen lateinamerikanischen Debatte haben in gewisser Weise hier ihren Ausgangspunkt.

Die Rückkehr „Lateinamerikas“ und des Eurozentrismus nach dem Zweiten Weltkrieg

Am Ende des Zweiten Weltkriegs entwickelte sich die Region zu einem tobenenden Szenario tiefgreifender Prozesse historisch-sozialen Wandels. Vor allem ist dabei auf die massive und völlig abrupte Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die urbanen Zentren zu verweisen. Die Ausbreitung der Industrie, nicht nur als Form wirtschaftlicher Produktion, sondern mehr noch als (internationalisierte) Konsum- und Lebensweise, fachte hauptsächlich in Brasilien und in den Ländern der andinen Region die Bauernrebellionen an. Die neuen Mittelschichten breiteten sich schnell aus, ebenso die Gruppe der Lohnarbeiter in städtisch-industriellen Tätigkeiten und die (allerdings zahlenmäßig kleine) städtisch-industriellen Bourgeoisie. Diese neuen sozialen Milieus wurden zu Akteuren des Wandels und begannen, sich zu organisieren und für eine Lösung der alten, unerledigten Fragen von Moderne, Identität und Demokratie zu mobilisieren.

Dies war der Kontext, der es zuerst einigen wenigen Intellektuellen, vor allem Wirtschaftshistorikern erlaubte, in der Kritik des Eurozentrismus voranzuschreiten. Sergio Bagú (1949), Marcello Segal (1953) und Caio Prado Jr. (1959) waren nach Mariátegui die ersten, die die Realität des ‚Feudalismus‘ in der lateinamerikanischen Wirtschaft auch für die Kolonialzeit hinterfragten. Parallel begann man in der philosophischen Debatte darauf zu insistieren, sich vom „internen Kolonialismus“ zu befreien und eine Philosophie des Denkens und der Geschichte Lateinamerikas auszuarbeiten. Dieses Verlangen, das noch aus der Zwischenkriegszeit stammte, kehrte jetzt wieder, aber nicht nur unter politischen Intellektuellen und Politikern, Schriftstellern und Literatur- und Kunstkritikern, sondern tatsächlich in der akademischen Philosophie aller Länder der Region.³

Diese neue Wende zur geistigen, philosophischen, theoretischen und politi-

3 Zu nennen sind in diesem Zusammenhang Leopoldo Zea in Mexiko, Francisco Romero und Risieri Frondizi in Argentinien sowie Augusto Salazar Bondy in Peru.

schen Unabhängigkeit war schon nicht mehr Sache einer kleinen intellektuellen Minderheit, wie noch in den Zeiten vor der Niederlage der revolutionären Welle zwischen 1925 und 1935, sondern eine soziale Bewegung, die den Ansichten und Forderungen breiter und heterogener sozialer Schichten Ausdruck gab. Die neue Wirklichkeit lief auf eine neue Identität hinaus – doch war dies zu jenem Zeitpunkt nicht die zentrale Frage der regionalen Debatte. Die entscheidende Frage war die nach einer gründlichen und systematischen Transformation der gesellschaftlichen Existenzbedingungen, und letztlich schien die neue Identität damit einherzugehen. Auf eine eher spontane Weise, ohne formale intellektuelle oder politische Bemühungen, begann man damit, den Begriff ‚Lateinamerika‘ kollektiv als legitime, identitätsstiftende Bezeichnung für alle Länder südlich des Rio Bravo zu benutzen.

Parallel wurde diese terminologische Option mit der Gründung der Vereinten Nationen international gestützt und formalisiert. Zunächst mit der Gründung der Wirtschaftskommission für Lateinamerika (Comisión Económica para América Latina, CEPAL), sodann mit der Schaffung zahlreicher Institutionen, die explizit als ‚lateinamerikanisch‘ benannt wurden und dazu bestimmt waren, die berufliche Bildung der schnell wachsenden Mittelschichten voranzutreiben. Wegen seiner anerkannten politischen Stabilität wurde Chile zum Sitz praktisch aller Institutionen dieses Charakters⁴. Mit der CEPAL fand eine neue Thematik Eingang in die – jetzt lateinamerikanische – Debatte, die bald zur zentralen politischen Frage werden sollte, nämlich die nach Entwicklung und Unterentwicklung.

In einer gesellschaftlichen Konstellation, in der die historische Paradoxie der Verbindung von unabhängigem Staat und kolonialer Gesellschaft noch lebendig war, verlangten die neuen Mehrheitsströmungen nun sowohl in der intellektuellen Debatte als auch im politischen Handeln nach der Demokratisierung der Gesellschaft und einem modernen Nationalstaat. Diese Forderungen implizierten drastische Veränderungen in den Herrschaftsbeziehungen. Erneut etablierten sich aber Liberalismus und Sozialismus als Hauptströmungen der Debatte, und erneut konnten sie weder auf eine funktionierende Staatsbürgerschaft noch auf eine industrialisierte Ökonomie oder ein organisiertes Industrieproletariat setzen, das die Fähigkeit zur Hegemonie hätte entwickeln können, um die Kontrolle des Staates zu übernehmen. Zum wiederholten Male

4 Die einflussreichsten sind die Lateinamerikanische Schule für Ökonomie (Escuela Latinoamericana de Economía, ESCOLATINA), das Lateinamerikanische Zentrum für Spezialisten der Erziehung (Centro Latinoamericano de Especialistas en Educación, CLAFE), das Lateinamerikanische Zentrum für Demographie (Centro Latinoamericano der Demografía, CELADE) und das Lateinamerikanische Institut für Wirtschafts- und Sozialplanung (Instituto Latinoamericano de Planificación Económica y Social, ILPES), das mit der CEPAL verbunden ist. Eine ganze Generation der Mittelschichten aus allen Ländern der Region wurde in diesen Institutionen trainiert. Sie gehörten zu den wichtigsten Protagonisten der neuen Debatte.

brachte die eurozentrische Sichtweise die Mehrheit der Protagonisten der intellektuellen Debatte wie der politischen Kämpfe dazu, Lateinamerika erneut so zu verstehen, als wäre es Europa. Aber auch jetzt konnte in diesem Amerika keine Revolution vonstatten gehen, indem sie den Blaupausen des Liberalismus oder des historischen Materialismus folgte. Die realen historischen Gegebenheiten waren ein zu störrisches Pferd, um mit diesen Zügeln kontrolliert zu werden. Viele haben es versucht, stets mit tragischem Ausgang.⁵

Die wirksamsten und konkretesten politisch-sozialen Praktiken folgten deshalb keinem dieser Wege. Sie waren vielmehr auf unterschiedlichste Weise Kombinationen konfliktiver Strömungen: Peronismus, „Populismus“, Castrismus, Velasquismus, Allendismus. Und mit der Ausnahme Kubas, wo die Kontrolle des Zentralstaats erhalten blieb, haben die historischen Labyrinth keine anderen Auswege gelassen als die Gewalt derer, die die eurozentrierte Kolonialmoderne kontrollierten und bis heute kontrollieren.

Die „Dependencia“-Debatte nahm genau diesen labyrinthischen Verlauf. Ihre Varianten und ihre jüngeren Ergebnisse in Brasilien, Argentinien und Chile sind deshalb nicht so überraschend. Von heute aus gesehen ist es keineswegs übertrieben zu meinen, dass in der lateinamerikanischen Debatte jener Zeit die meisten Strömungen, die der Idee einer sozialistischen Revolution anhängen, einen Diskurs und eine Praxis aufwiesen, in denen eine linke Ideologie mit einer rechten Epistemologie verbunden war. Eine Minderheit in dieser Debatte verfolgte dennoch den kritischen Kurs, der schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnet worden war. Ins Zentrum dieser Konfrontation zielte das Werk von Andre Gunder Frank – und es war zweifellos der Kontext, der diesem seine besondere, weltweite Resonanz verschaffte.

Nach der Weltkrise der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts ist der Eintritt der eurozentrierten Kolonialmoderne in eine neue historische Periode notwendig geworden. Und notwendig war auch die Erosion der Fundamente dieses Herrschaftsmusters am Ort seiner Entstehung, vorangetrieben durch das Aufkommen der ‚indigen‘ genannten Bewegungen. Heute ist es soweit, dass die Kritik des Eurozentrismus die Augen für alternative Optionen, Sinnhorizonte und Erkenntnisperspektiven geöffnet hat. Wir befinden uns nicht nur im Moment der tiefsten und radikalsten Krise der eurozentrierten Herrschaftskolonialität. Wir stehen auch vor einem neuen Horizont historischen Sinns, der den Weg zu einer Entkolonialisierung der Herrschaft weisen kann.

*Aus dem Spanischen von Urs Müller-Plantenberg,
Stefan Schmalz und Stephan Lessenich*

5 Häufig geschah dies in der Form, dass der Erfolg der Castro-Guerrilla zu imitieren versucht wurde. Die „bürgerlich-demokratische Revolution“, die auf diesem Wege herbeigeführt werden sollte und für die man die Unterstützung der Bourgeoisie erwartete, fand aber nicht statt – sondern wurde durch eben diese niedergeschlagen (vgl. Quijano 2000).

Literatur

- Ardao, Arturo (1993): *América Latina y la latinidad*, Mexico.
- Bagú, Sergio (1949): *Estructura Económica de la Sociedad Colonial*, Buenos Aires.
- Castro-Gómez, Santiago; Grosfoguel, Ramon (Hrsg.) (2007): *El Giro de/colonial*, Bogotá.
- Frank, Andre Gunder (2003): *La Dependencia de Celso Furtado* (Ms.).
- (1998): *ReORIENT. Global Economy in the Asian Age*, Berkeley.
- Gilly, Adolfo (2005): *La Revolución Interrumpida*, Mexico.
- Gracia Jorge, J.E ; Jaksic, Ivan (1984): The Problem of Philosophical Identity in Latin America, in: *Interamerican Review of Bibliography*, H. 34, 53-71.
- Guha, Ranajit (1998): *Dominance without Hegemony: History and Power in Colonial India*, Cambridge.
- Prado Jr., Caio (1959): *Historia Econômica do Brasil*, Rio de Janeiro.
- Quijano, Aníbal (1990): *Modernidad, Identidad y Utopía en América Latina*, Quito.
- (1991): Colonialidad y Modernidad/Racionalidad, in: *Perú Indígena*, 13. Jg., H. 29, 11-20 (englische Version: Coloniality and Modernity/Rationality, in: *Cultural Studies*, 21. Jg., H. 2&3, 2007, 168-178).
- (1993): ¿A América Latina, Sobrevivera?, in *São Paulo em Perspectiva*, 7. Jg., H. 2, 60-67.
- (2000): Coloniality of Power, Eurocentrism and Latin America, in: *NEPLANTA*, Jg. 1, H. 3, 2000, 533-581.
- (2007): Don Quijote y los Molinos de Viento en América Latina, in: *San Marcos*, Nr. 25, Juli 2007 (Universidad de San Marcos, Lima).
- Quijano, Aníbal; Wallerstein, Immanuel (1992): Americanity as a Concept or the Americas in the Modern World-System, in: *The International Journal of Social Sciences*, November 1992, Nr. 134, 617-627.
- Segal, Marcello (1953): *El Desarrollo del Capitalismo en Chile*, Santiago de Chile.
- Tomich, Dale (2004): *Through the Prism of Slavery*. Roman and Littlefield Publishers.